



*Biertisch im Stadion Larnaca 1979: 7 Reporter, 1 Telefon*

### *Frühjahr 2021: Ein Nachwort*

*50 Jahre Geschichte(n). 50 Jahre Sport. Die Reise geht zu Ende, dieses Buch auch, und viele werden sich fragen: War früher alles besser? Die richtige Antwort heißt: Früher war alles anders. Auch der Sportjournalismus. Franz Beckenbauer hat, wie ich, noch den vor 50 Jahren kennengelernt - und Sie müssten sein fassungsloses Gesicht gesehen haben, als er nach langer Zeit wieder einmal eine Pressekonferenz im DFB-Camp besuchte.*

## **„Wie sich die Welt verändert hat“**

Wenn man älter wird, räumt man langsam das Haus auf, und beim Kruscheln ist mir kürzlich ein Foto von anno Tobak aus dem Schuhkarton gefallen - genau gesagt ist es von 1979, und es zeigt sieben Stuttgarter Fußballreporter, die mit gespitzten Bleistiften über ihren Notizblöcken sitzen.

Nein, nicht auf der Tribüne.

An einem Biertisch.

Der VfB Stuttgart gastiert an dem Tag im UEFA-Cup im zyprischen Larnaca, und der Biertisch steht direkt am Spielfeldrand. Auf dem Tisch steht ein schwarzes Telefon für alle. Irgendwann klingelt es. Der Kollege Bruno Bienzle aus der Heimatredaktion ist dran, er will wissen, wie es steht und läuft - und weil sich der VfB-Stürmer Walter Kelsch direkt vor unserem Biertisch gerade beugt, um den Ball zum Einwurf aufzuheben, rufe ich ihm zu: „Walter, kannst du mal kurz?“

Mein Veteranengedächtnis hält mich normalerweise nicht zum Narren, und lange hätte ich geschworen, dass der Vorfall mit dem Schlusspfiff zusammenfiel. Aber mein damaliger Nebensitzer Claus-Peter Andorka, der heute Pressechef beim Porsche-Tennisturnier in Stuttgart ist, besteht vierzig Jahre später darauf, dass es unmittelbar vor dem Halbzeitpfiff war - eines ist jedenfalls sicher: Kelsch nahm den Hörer („Bruno, was willst du wissen?“), gab einen ersten Stimmungsbericht und das Nötigste geschwind durch, und offen bleibt nur die Frage, ob er den Einwurf danach noch ausgeführt hat oder der Abpfiff zum Pausentee dazwischenkam.

Die Geschichte hört sich an wie die vom Grizzlybär, der sich in einer Bar in Alaska einen doppelten Whisky bestellt. Aber so ist das mit vielen Geschichten von gestern - und weil auch ich von gestern bin, kann ich noch ein paar andere erzählen, die man einem modernen Menschen von heute eigentlich nicht zumuten kann.

Sogar den Mannschaftsbus hat man sich als Journalist in jenen naturbelassenen 70er Jahren mit den Fußballern noch geteilt, und einmal saß ich auf der Heimfahrt von einer VfB-Auswärtspleite in der zweiten Liga beim FC Bayern Hof neben dem geknickten Torjäger Ottmar Hitzfeld. Irgendwann packte er seine Sporttasche aus und sagte: „Essen müssen wir trotzdem.“ Dann putzten wir die Wurstbrote weg, die ihm Beatrix Hitzfeld daheim dick belegt und bestrichen hatte.

Gut in diese untergegangene Zeit passt auch die Geschichte mit meinem Chefredakteur Schlüter bei „Sonntag aktuell“, der uns vom Sport samstags immer mahnte: „Vergesst nicht, bei den Bundesligafotos die Trikotwerbung zu übermalen, kostenlose Reklame gibt`s nicht.“ Also schmierte ich mit Deckweiß und dem Pinsel aus dem Make-up-Etui der Redaktionssekretärin dem HSV-Star Felix Magath das „BP“, dem VfB-Zauberer Hansi Müller das „Canon“ oder dem Bayernstopper Katsche Schwarzenbeck das „Magirus-Deutz“ von der Brust.

Es ging zu wie zu Kaisers Zeiten. Sogar der Kaiser selbst schüttelt beim Rückblick den Kopf, zwar nicht mehr Kaiser Wilhelm, aber Kaiser Franz. Bei der WM 2010 beglückte er in Südafrika einmal unsere Pressekonferenz im

DFB-Camp, starrte auf die cirka 200 Reporter und 50 Kameras und meinte: „Wie sich die Welt verändert hat.“ Das war nicht mehr die WM-Welt von 1974, als der junge Kaiser noch dunkelhaarig vor einer Handvoll Griffelspitzer saß, um ihnen das 0:1 gegen die DDR zu erklären - „fünf Journalisten waren `s, im Hinterzimmer einer Gaststätte in Malente haben wir denen mitgeteilt, was wir für einen Mist wir gespielt haben.“

Auch vier Jahre später, bei der WM 1978 in Argentinien, war das Heer der Reporter noch überschaubar, mit der Mannschaft wohnten wir im DFB-Camp in Ascochinga unter einem Dach. Wenn ich von Torjäger Klaus Fischer abends um halb zehn noch rasch etwas wissen musste, ging ich im Pyjama geschwind hinüber, klopfte an die Tür, und Fischer sagte: „Was, auch noch auf? Hereinspaziert!“ Mit Ersatztorwart Dieter Burdinski kam es im Keller zu zermürenden Tischtennisduellen, und einen Stock höher in der Bar brachte mir Katsche Schwarzenbeck das Schafkopfen bei.

Wir waren vermutlich die letzten Romantiker. Der computergesteuerte Journalismus war noch Zukunftsmusik, man hat seinen Spielbericht in ein Nachkriegsmodell der Reiseschreibmaschine „Olympia“ gehackt und über ein Stadiontelefon oder, sofern man genug Münzen parat hatte, aus einer öffentlichen Telefonzelle in die Textaufnahme in der Redaktion durchdiktiert. Mit der Buschtrommel haben wir kommuniziert und unsere Texte mit Pfeil und Bogen in die Heimat geschossen.

Wolfgang Niersbach war auch dabei. Der spätere DFB-Präsident war seinerzeit noch Jungreporter beim „Sport-Informationsdienst“, hat sich im „sid“-Büro um das Weiterleiten der Texte von uns Lagerreportern ge-

☞ *Manchmal bekam den Text für die Münchner Abendzeitung aus Versehen das Hamburger Abendblatt.*

kümmert und uns zum Abliefern einen strengen Zeitplan verordnet. Niersbachs Adjutant Mariano sammelte die Manuskripte dann ein und karzte sie mit dem Auto über die Schotterpiste ins 75 Kilo-

meter entfernte Cordoba, wo ein paar pffiffige Argentinierinnen auf einer uralten Telexmaschine alles abgeschrieben haben auf Lochstreifen, und anschließend ratterte der Fernschreiber und spuckte die Texte in den deutschen Redaktionstuben wieder aus.

„Manchmal“, erinnert sich Niersbach, „wurden die Lochstreifen auch verwechselt, und den Text für die Münchner Abendzeitung bekam aus Versehen das Hamburger Abendblatt.“

Auch er litt gelegentlich. Ende 1980 wollte er von einer Länder-spielreise aus Montevideo einen Exklusivknüller in die Heimat durchgeben. „Aber fünf Stunden lang saß ich nur auf der Bettkan- te. Keine Verbindung. Ich hätte das Hotel kurz und klein schlagen kön- nen.“ Noch bei der EM 1992 musste Niersbach, inzwischen DFB-Presse- chef, mit der monströsen Ur- und Totschlagsvariante des späteren Handys telefonieren. „Es war eines dieser Funksprechgeräte wie bei der Bundeswehr. Es lag mir wie ein Brikett schwer in der Tasche, und die Hose hat es mir bis zum Knie runtergezogen.“



Kurz: Der Fußball war früher nichts für Feiglinge. Unerschrockene waren als Reporter gefragt, und auf einem anderen Schnappschuss in meinem Schuhkarton, einem vergilbten dpa-Foto von 1978 aus dem Pressezentrum in Buenos Aires, sitzt einer davon neben mir: Günter-Peter Ploog. Er wuchs mir damals sofort ans Herz, denn er hatte beim Interviewen das gewisse Etwas. Später, als ZDF-Reporter, wurde er von Otto Rehhagel einmal ange- giftet: „Schwachsinnige Frage.“ Ploog verzog keine Miene und entgegnete: „Es gibt auch schwachsinnige Antworten.“

Ploog ist tot, und auch viele Interviews sind inzwischen nicht mehr ganz so lebendig. Immer öfter finden sie im Plauderton statt, geführt von Fra- gern, die sich als Rädchen im großen Zirkusgetriebe des Millionensports betrachten, als Claqueure und Stichwortgeber. Allerdings, hat der ZDF- Moderator Michael Steinbrecher anlässlich seines Ausstiegs aus dem „Sportstudio“ zu bedenken gegeben, „geht der Wunsch nach Gefälligkeit nicht von den Journalisten aus, sondern von einem System, das PR-Jour- nalismus erwartet.“

Der einstige ZDF-Sportchef und „Tagesthemen“-Moderator Hanns Joachim Friedrichs dreht sich jedenfalls im Grab um. „Immer dabei sein, nie dazugehören“ hieß dessen tägliche Predigt, aber als Amen in der Kirche wurde sein Grundsatz dann immer weniger anerkannt, und sein rasender ZDF-Reporter Rolf Töpferwien schaffte es sogar durchaus zur Kühlerfigur einer neuen Glaubensrichtung. Er hat mir sein harmonisches Verhältnis zu den Fußballern einmal so erklärt: „Ich gehe zu den Jungs in deren Stamm- kneipen, und da spüren die dann beim Bier: Der Töpfi hat ja die gleichen

Interessen wie ich, der kennt die Hitparade, und der pfeift auch mal einer tollen Frau nach.“ Sein Credo („Wer Abstand hält, erfährt nichts“) trieb seinen ZDF-Kollegen Reif, Palme oder Bouhs zwar den Schweiß auf die Stirn, aber umso vergnügter reagierten die Fußballfans, wenn Töppi seine bunten Stories heranschleppte. Einmal interviewte er den Weltmeister Andreas Brehme im Trainingslager, und es ging um die schreckliche Einsamkeit der Spielerfrauen daheim.

„Ihre Frau“, sagte Töppi zu Andy, „ist nicht begeistert von dieser langen Trennung von Tisch und Bett.“

„Vom Tisch geht’s ja“, antwortete Brehme, „aber vom Bett isses halt schlecht.“

Bei einem solchen Dialog klopfen sich mehr Zuschauer auf die Schenkel als, sagen wir mal, bei der Aufdeckung eines Dopingskandals. Wer als Journalist Letzteres anstrebt, lebt auch nicht ganz so unbeschwert, fragen Sie Hajo Seppelt - als investigativer ARD-Reporter schaut der jeden Abend, bevor er schlafen geht, sicherheitshalber unters Bett.

Ich bewundere den Kollegen für seinen Mut. Meiner war in der Hinsicht schnell verbraucht. 1976 hatte ich als Sportjournalist gerade angefangen, als mir der Ringer Eduard Giray vertrauensvoll einen „Ernährungsplan“ vorlegte, mit dem ihn der Freiburger Mediziner Dr. Armin Klümper für die Olympischen Spiele in Montreal präparierte. „Was ist denn das alles?“, fragte Edi. Ich legte den umfangreichen Pillenplan einem Apotheker vor,



*Franz Beckenbauer heute - inmitten der Meute*

und dessen Antwort habe ich dann beschrieben, worauf Klümper mit Klage drohte. Die ist dann zwar ausgeblieben, aber die Dopingbekämpfung habe ich relativ schnell anderen überlassen und mich zu diesem Entschluss spätestens beglückwünscht, als ich 2016 die Meldung las: „ARD-Journalist Hajo Seppelt stand bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro unter Personenschutz. An seiner Seite bewegten sich zwei Leibwächter, die zur brasilianischen Spezialeinheit Batalhao de Operacoes Policiais Especiais gehörten, einer Elitegruppe der Militärpolizei von Rio.“

So wird der Sportjournalismus, dieser alte Traumberuf, langsam zum Risikoberuf. Keine private Unfallversicherung nimmt uns nach dieser Schreckensnachricht noch auf, als sicherer eingestuft werden mittlerweile sogar die Dachdecker, Hochseilartisten, Löwenbändiger und Bombenentschärfer. Dabei standen wir früher weit oben in den Top 50 der gefahrlosen Berufe, auf Augenhöhe nahezu mit den evangelischen Pfarrern - nichts hatten wir zu befürchten, höchstens ein blaues Auge, wenn sich einer aufregte wie Diego Maradona. Mit einem lauten „Hurensohn“ auf den Lippen fuhr der gerne Reportern mit dem Auto über den Fuß, traf sie mit gestrecktem Bein dort, wo es uns Männern wehtut oder schoss auf Berichterstatter mit dem Luftgewehr. Man machte sich als Journalist immer öfter Feinde. Und, wenn man seinen Beruf ernst nimmt, selten Freunde. Ich habe zwei.

Und beide sind, Sie erraten es, von gestern.

Der eine ist Karl Allgöwer. Die älteren Fußballfans kennen ihn als „Knallgöwer“, und schon als Jungreporter hatte ich eine Schwäche für seine phänomenale Schusskraft, aber seine ganze Art kommt mir entgegen. Er sammelt beispielsweise Geld für den Verein „Kinderladen“, und jedes Jahr radelt er bei der „Tour Gingko“ mit. Ein Gingkobaum war die einzige Pflanze, die 1945 nach der Atombombe auf Hiroshima dort einfach weiterwuchs, einen Kilometer entfernt vom Abwurfort, als wollte sie dem menschlichen Irrsinn trotzen. Jedenfalls mag ich Allgöwer. Bei der WM 1986 in Mexiko, als wir Journalisten mit den Spielern noch ein letztes Mal unter einem Dach hausten, teilten wir uns meinen klapprigen VW, und einmal nahm er Karlheinz



*Dietterle, Beck, Allgöwer*

Förster mit, den beinharten Stopper. Unterwegs überholten die beiden Paul Breitner, der sich zu Fuß durch die Hitze quälte. Exweltmeister Breitner war inzwischen „Bild“-Kolumnist und ein gnadenloser Förster-Kritiker, und einer der beiden Stuttgarter sagte: „Sollen wir ihn mitnehmen?“

„Der ist gut zu Fuß“, winkte der andere ab.

Hartherzig ließen sie Breitner fast verdurstend zurück. Aber ich habe Allgöwer verziehen und später einen Altherrenstammtisch mit ihm gegründet, dem auch Helmut Dietterle angehört, mein zweiter Freund aus dieser anderen Zeit in einer anderen Welt. Er war der erste Fußballer, der meinen Weg kreuzte, als ich 1976 als Sportreporter anfang, er spielte beim VfB und verriet mir: „Wenn Du mit Dieter Hoeneß Doppelpass spielen willst, musst du ihn anschießen.“ Er wusste, was ihm vom großen Blondem dafür blühte, hat mir den Satz aber trotzdem zur Veröffentlichung freigegeben, ohne Zensur.

Heute zensiert einen jeder, der es kann. Bei der WM 2010 habe ich in Südafrika mit zwei Kollegen einer namhaften Zeitung zusammengelebt und musste sie trösten, als eines ihrer Interviews von der DFB-Presseabteilung gnadenlos zurechtgetrimmt wurde. Und nicht nur das. Einer wartete einmal stundenlang auf den vom DFB-Pressechef Stenger versprochenen Anruf des Bundestrainers für ein Kurztelefonat. Mit dem Redaktionsschluss im Nacken hakte der Reporter irgendwann aufgeregt nach, und Stenger teilte ihm ungerührt mit: „Es geht jetzt doch nicht.“

Reporter: „Wie bitte?“

Stenger: „Ich muss Ihnen das nicht erklären.“

Worauf der Reporter, inzwischen arg unter Zeitdruck, die Lautstärke an-

hob: „Doch, das müssen Sie, denn Sie lassen mich hängen!“ Auf den letzten Drücker hat es mit Jogi Löw dann doch geklappt, es blieb gerade noch Zeit

## “*Wie bitte? - Ich muss Ihnen das nicht erklären*

für ein paar hingehuschte Fragen, und fünf Minuten vor Textschluss hat der Reporter die Antworten des Bundestrainers nach Deutschland durchgehechelt und sich anschließend mit einem Nervenzusammenbruch hingelegt.

Das sind diese modernen Momente der Gegenwart, in denen man als Journalist den Zeiten nachtrauert, als Kaiser Franz und Bomber Müller noch eigenhändig die Torlatten auf den Platz getragen, die Seitenlinien mit Sägmehl gestreut und den Ball noch selbst aufgepumpt haben - und in denen man beim Lokalblatt einfach die Treppe hochging, dem Chefredakteur sagte, dass man Journalist werden will, und der antwortete: „Schreib mal

was zur Probe.“ Und man hat dann schnell etwas über Muhammad Ali geschrieben, wurde eingestellt und durfte zwei Tage später seinen ersten Bericht schreiben, über eine Goldene Hochzeit in Strümpfelbach im Remstal. Die Jubilarin hat mir zum Abschied zwei Mark in die Hand gedrückt und gesagt: „Das isch für Sie.“

Die alte Frau hatte Mitleid. Sie konnte ja nicht ahnen, dass ich gerade meinen Traumberuf ergriffen hatte, der meinen Voraussetzungen perfekt entgegenkam. Während man heutzutage als Journalist mindestens Philosophie oder Altchinesisch mit summa cum laude absolviert haben muss, waren die einzigen Bedingungen damals ein abgebrochenes Studium, eine peinliche Halbbildung und die richtige Antwort auf die Frage, ob ein Ball rund oder eckig und außen aus Hartgummi oder aus Sperrholz ist – wer es wusste, durfte mit Griffel, Notizblock und Leidenschaft sofort losziehen und der Welt den Fußball erklären.

Es ist gut gelaufen.

Und alles wegen Ali.